



Leseprobe

Subhrkamp

ISABEL ALLENDE
Mayas Tagebuch Roman

Maya ist auf der Flucht. Vor ihrem trostlosen Leben in Las Vegas, der Prostitution, den Drogen, der Polizei, einer brutalen Verbrecherbande. Mit Hilfe ihrer geliebten Großmutter gelangt die Neunzehnjährige auf eine abgelegene Insel im Süden Chiles. An diesem einfachen Ort mit seinen bodenständigen Bewohnern nimmt sie Quartier bei Manuel, einem kauzigen alten Freund der Familie. Nach und nach kommt sie durch Manuel den verstörenden Geheimnissen ihrer Familie auf die Spur, die mit der jüngeren Geschichte des Landes eng verbunden sind. Dabei begibt Maya sich auf ihr bislang größtes Abenteuer: die Entdeckung ihrer eigenen Seele. Doch als plötzlich Gestalten aus ihrem früheren Leben auftauchen, gerät alles ins Wanken.



Isabel Allende
Mayas Tagebuch

Roman

Aus dem Spanischen von
Svenja Becker

Gebunden. 447 Seiten

€ 24,95 (D)/€ 25,70 (A)/Fr. 35.50
(978-3-518-42287-8)

Auch als eBook erhältlich

ISABEL ALLENDE

Mayas Tagebuch

Roman. Übersetzt von Svenja Becker

Leseprobe

Juanito Corrales wollte etwas über meine Familie wissen, also sagte ich ihm, meine Mutter sei eine Prinzessin aus Lappland. Manuel arbeitete an seinem Schreibtisch und schwieg dazu, erst als der Junge weg war, erklärte er mir, dass die Samen, die in Lappland leben, kein Königshaus haben. Wir saßen am Esstisch, er vor einer Seezunge mit Butter und frischem Koriander, ich vor einer klaren Brühe. Ich erzählte ihm, die Prinzessin aus Lappland sei eine Schnapsidee meiner Nini gewesen, als ich ungefähr fünf war und die Geheimniskrämerei um meine Mutter allmählich sonderbar fand. Ich weiß noch, wir waren in der Küche, dem gemütlichsten Raum im Haus, und backten wie jede Woche Kekse für die Kriminellen und Junkies von Mike O’Kelly, dem besten Freund meiner Nini, der sich die unlösbare Aufgabe zu eigen gemacht hat, die verirrte Jugend zu retten. Mike ist ein waschechter Ire, in Dublin geboren, und weil seine Haut so weiß,

sein Haar so schwarz und seine Augen so blau sind, hat mein Pop ihm den Spitznamen Schneewittchen gegeben, nach der Prinzessin, die so treudoof in den vergifteten Apfel beißt. Ich möchte nicht behaupten, Mike O’Kelly sei treudoof; man könnte ihn im Gegenteil für sehr gerissen halten: Er ist der Einzige, bei dem es meiner Nini zuweilen die Sprache verschlägt. Die Prinzessin aus Lappland kam in einem meiner Bilderbücher vor. Ich besaß eine richtige Bibliothek, weil mein Pop dachte, dass Kultur durch Osmose auf einen übergeht und man damit nicht früh genug anfangen kann, aber meine Lieblingsbücher handelten von Feen. Für meinen Pop waren Kindermärchen rassistisch, sonst wären ja vielleicht auch Feen in Botswana oder Guatemala vorgekommen, aber er ließ mich lesen, was ich wollte, und sagte mir nur seine Meinung, um mich zu kritischem Denken anzuregen. Meine Nini wiederum hatte für mein kritisches Denken wenig übrig und beendete es zumeist durch einen Klaps hinter die Löffel.

Auf einem Bild, das ich im Kindergarten von meiner Familie malte, waren meine Großeltern in Knallfarben in der Mitte zu sehen, an den einen Rand malte ich eine Fliege – das Flugzeug von meinem Vater – und an den anderen eine Krone für meine blaublütige Mutter. Um

letzte Zweifel auszuräumen, nahm ich am nächsten Tag mein Buch mit, in dem die Prinzessin in einem Umhang aus Hermelin auf einem weißen Bären reitet. Die gesamte Kindergartengruppe lachte mich aus. Wieder zu Hause, schob ich das Buch zu dem Maiskuchen, der im Backofen auf Höchsttemperatur garte. Als die Feuerwehr fort war und der Rauch sich langsam legte, ging meine Großmutter mit ihren üblichen »Du verdammter Mistkäfer!«-Schreien auf mich los, und mein Pop versuchte, mich aus der Gefahrenzone zu bugsieren, ehe sie mir den Kopf abriss. Schluchzend und schniefend erzählte ich den beiden dann, im Kindergarten hätten sie mich »das Waisenkind aus Lappland« genannt. Was bei meiner Nini einen ihrer jähren Stimmungsumschwünge auslöste, sie drückte mich fest an ihre papayagroßen Brüste und versicherte mir, ich wäre alles andere als ein Waisenkind, schließlich hätte ich einen Vater und Großeltern, und wer es wagte, mich zu beleidigen, der würde es mit der chilenischen Mafia zu tun bekommen. Diese Mafia besteht aus ihr allein, doch fürchten Mike O’Kelly und ich uns sehr vor ihr und nennen meine Nini deshalb auch Don Corleone.

Meine Großeltern nahmen mich aus dem Kindergarten und brachten mir die Grundlagen des Ausmalens und das Formen von Knetwürmern fürs Erste zu Hause bei,

bis mein Vater von einer seiner Reisen zurückkehrte und entschied, dass ich, neben den Junkies von O’Kelly und den phlegmatischen Hippies und gnadenlosen Feministinnen, mit denen meine Mutter verkehrte, einen altersgerechten Umgang brauchte und zur Schule gehen sollte. Die war in zwei alten Gebäuden untergebracht, die im ersten Stock durch eine überdachte Brücke miteinander verbunden waren, ein architektonisches Glanzstück und nur in der Luft gehalten dank ihrer Krümmung wie die Gewölbe alter Kathedralen, erklärte mir mein Pop, obwohl ich gar nicht danach gefragt hatte. Der Unterricht folgte einer experimentellen Lehrmethode aus Italien, nach der die Schüler tun konnten, was sie wollten, in den Klassenzimmern keine Tafeln und keine Schulbänke standen, wir auf dem Boden hockten, die Lehrerinnen keinen BH und keine Schuhe trugen, und jeder in seiner eigenen Geschwindigkeit lernte. Mein Vater hätte vielleicht eine Militärschule bevorzugt, überließ die Entscheidung aber meinen Großeltern, weil die mit meinen Lehrerinnen klarkommen und mir bei den Hausaufgaben helfen mussten.

»Dieses Kind ist geistig minderbemittelt«, behauptete meine Nini, als sie merkte, wie langsam ich lernte. Ihr Wortschatz ist gespickt mit politisch bedenklichen Ausdrücken, wie »minderbemittelt«, »fett«, »Zwerg«,

»Krüppel«, »Schwuchtel«, »Mannweib«, »chinesichel Leisflessek« und etlichem mehr, was mein Großvater mit ihrem limitierten Englisch zu entschuldigen versuchte. Sie ist der einzige Mensch in Berkeley, der »schwarz« sagt statt »afroamerikanisch«. Laut meinem Pop war ich nicht lernschwach, sondern phantasiebegabt, was weniger schlimm ist, und die Zeit gab ihm recht, denn sobald ich das Alphabet konnte, las ich gierig und schrieb Hefte voll mit geschraubten Gedichten und meiner erfundenen Lebensgeschichte, die sehr bitter war und todtraurig. Ich hatte festgestellt, dass Glück fürs Schreiben nicht zu gebrauchen ist – ohne Leiden keine Geschichte –, und kostete es im Stillen aus, als Waisenkind bezeichnet worden zu sein, weil die einzigen Waisenkinder in meinem Gesichtsfeld aus alten Märchen stammten und durchweg schrecklich unglücklich waren.

Meine Mutter, Marta Otter, die fabulöse Prinzessin aus Lappland, war im skandinavischen Nebel verschwunden, bevor ich ihren Geruch in die Nase bekam. Ich besaß ein Dutzend Fotografien von ihr und ein Geschenk, das sie zu meinem vierten Geburtstag mit der Post geschickt hatte, eine Meerjungfrau auf einem Felsen in einer Glaskugel, in der es zu schneien begann, wenn man sie schüttelte. Die Glaskugel war mein wertvoll-

ter Schatz, bis ich acht wurde und sie schlagartig jeden sentimentalen Wert verlor, aber das ist eine andere Geschichte.

Ich bin stocksauer, weil mein einziger nennenswerter Besitz, mein iPod, verschwunden ist und mit ihm der Sound der Zivilisation. Ich glaube, Juanito Corrales hat ihn mitgehen lassen. Ich wollte dem armen Knirps keinen Ärger machen, musste es Manuel aber doch sagen, und der winkte bloß ab; er sagt, Juanito wird ihn ein paar Tage behalten und dann wieder dort hinlegen, wo er war. Das ist in Chiloé offenbar so üblich. Letzten Mittwoch brachte uns jemand eine Axt zurück, die er vor über einer Woche, ohne zu fragen, aus unserem Holzschuppen geholt hatte. Manuel hatte eine Vermutung, bei wem sie sein könnte, sie zurückzufordern wäre jedoch beleidigend gewesen, denn Stehlen und Ausleihen, das sind zwei Paar Schuhe. Die Chiloten sind die Nachfahren würdevoller Ureinwohner und überheblicher Spanier und fühlen sich leicht in ihrem Stolz verletzt. Der Mann mit der Axt gab keine Erklärungen ab, brachte aber einen Sack Kartoffeln mit, den er im Hof abstellte, bevor er sich mit Manuel auf ein Glas Apfel-Chicha vors Haus setzte und den Möwen beim Fliegen zusah. Etwas Ähnliches ist mit einem Verwandten der

Familie Corrales passiert, der auf der Isla Grande arbeitet und kurz vor Weihnachten zum Heiraten herkam. Manuel war für ein paar Tage in Santiago, und Eduvigis gab ihrem Verwandten die Schlüssel zum Haus, damit er die Stereoanlage für die Hochzeitsfeier holte. Bei seiner Rückkehr musste Manuel überrascht feststellen, dass seine Anlage sich in Luft aufgelöst hatte, meldete es aber nicht der Polizei, sondern wartete geduldig ab. Auf der Insel gibt es keine richtigen Diebe, und wenn welche von auswärts kämen, könnten sie schwerlich unbemerkt etwas derart Voluminöses von hier fortschaffen. Wenig später holte Eduvigis die Anlage bei ihrem Verwandten ab und brachte sie zusammen mit einem Korb Meeresfrüchte vorbei. Manuel hat seine Stereoanlage wieder, also werde ich auch meinen iPod wiedersehen.

Manuel hält am liebsten den Mund, hat aber gemerkt, dass die Stille in seinem Haus für einen normalen Menschen zu viel sein kann, und gibt sich Mühe, mit mir zu reden. Aus meinem Zimmer hörte ich ihn mit Tía Blanca in der Küche sprechen. »Sei doch nicht so schroff zu der Gringuita, Manuel. Merkst du nicht, wie allein sie ist? Du musst mehr mit ihr reden«, riet sie ihm. »Worüber denn, Blanca? Sie ist wie ein Marsmensch«, knurrte er, muss aber noch einmal darüber nachgedacht haben, denn jetzt ödet er mich nicht mehr mit seinen akademi-

schen Vorträgen an wie zu Beginn, sondern fragt nach meiner Vergangenheit, und langsam bekommen unsere Gedanken Kontur, und wir lernen einander kennen.

Mein Spanisch ist holprig, sein Englisch dagegen fließend, wenn auch australisch gefärbt und mit chilenischer Melodie. Wir sind uns einig, dass ich üben soll, deshalb versuchen wir meistens Spanisch zu sprechen, es dauert aber nicht lange, und wir mischen beide Sprachen in einem Satz und enden bei einer Art Spanglish. Wenn wir uns streiten, redet er überdeutlich Spanisch, damit ich auch ja alles mitbekomme, und ich schreie ihn in einem fiesen Gang-Slang an, damit er Schiss bekommt.

Manuel redet nie über sich. Das wenige, was ich weiß, habe ich erraten oder von Tía Blanca gehört. An seinem Leben ist etwas rätselhaft. Seine Vergangenheit muss düsterer sein als meine, oft höre ich ihn nachts, wie er sich herumwirft und im Schlaf wimmert: »Lasst mich raus! Lasst mich raus!« Alles dringt durch die dünnen Wände. Mein erster Impuls ist immer, ihn zu wecken, aber ich traue mich nicht in sein Zimmer; die fehlenden Türen zwingen zu Diskretion. Seine Albträume beschwören boshafte Erscheinungen herauf, als füllte sich das Haus mit Dämonen. Sogar Fákin fürchtet sich und drückt sich im Bett zitternd an mich.

Meine Arbeit für Manuel ist ziemlich easy. Ich transkribiere seine Interviewaufnahmen und schreibe seine Notizen für das Buch ins Reine. Er ist ein Ordnungsfanatiker und wird schon bleich, wenn ich nur ein Zettelchen auf seinem Schreibtisch verschiebe. »Du darfst dich sehr geehrt fühlen, Maya, du bist der erste und einzige Mensch, der einen Fuß in mein Büro setzen durfte. Ich hoffe, mir tut das nicht irgendwann leid«, sagte er allen Ernstes zu mir, als ich einen Kalender vom vergangenen Jahr weggeworfen hatte. Von einigen Spritzern Spaghettisoße abgesehen, zog ich ihn unbeschadet wieder aus dem Müll und klebte ihn mit einem Kaugummi an Manuels Computerbildschirm. Er redete sechszwanzig Stunden nicht mit mir.

Sein Buch über die Magie von Chiloé hat mich so gepackt, dass es mir den Schlaf raubt. (Was nichts heißen will, mir raubt jeder Kinderkram den Schlaf.) Ich bin nicht abergläubisch wie meine Nini, erkenne aber doch an, dass die Welt geheimnisvoll und alles möglich ist. Manuel hat ein ganzes Kapitel über die »Mayoría« oder »Recta Provincia« geschrieben, eine Regierung aus Hexern, die an diesen Küsten sehr gefürchtet ist. Auf unserer Insel wird getuschelt, die Familie Miranda seien Hexer, und die Leute kreuzen die Finger und bekreuzigen sich, wenn sie am Haus von Rigoberto Miranda

vorbeigehen, der von Beruf Fischer ist und mit Eduvigis Corrales weitläufig verwandt. Sein Name ist genauso verdächtig wie das unverschämte Glück, das er hat: Selbst wenn das Meer rabenschwarz ist, rangeln die Fische darum, ihm ins Netz zu gehen, und seine einzige Kuh hat in drei Jahren zweimal Zwillinge geboren. Angeblich besitzt Rigoberto Miranda einen *macuñ*, ein Leibchen aus der Brusthaut eines Toten, mit dem er nachts fliegen kann, aber gesehen hat das noch niemand. Man sollte, heißt es, den Toten mit einem Messer oder scharfkantigen Stein die Brust anritzen, damit sie nicht das unschöne Schicksal ereilt, als Weste zu enden.

Die Hexer fliegen, können großen Schaden anrichten, töten durch Gedanken und verwandeln sich in Tiere, was in meinen Augen alles nicht zu Rigoberto Miranda passt, einem zurückhaltenden Mann, der Manuel oft Krebse bringt. Aber meine Meinung zählt nicht, ich bin eine Gringa und habe keine Ahnung. Eduvigis sagt, ich soll die Finger kreuzen, ehe ich Rigoberto Miranda ins Haus lasse, für den Fall, dass er einen Fluch mitbringt. Wer Hexerei noch nicht am eigenen Leib erfahren hat, neigt zu Ungläubigkeit, aber sobald etwas Eigenartiges vorfällt, läuft man hier zur nächsten *machi*, das ist eine indianische Heilerin. Angenommen, eine Familie bekommt eines Tages starken Husten; dann sucht die Ma-

chi den Basilisken oder die Riesenschlange, ein böses Reptil, das aus dem Ei eines alten Hahns geschlüpft ist, sich unter dem Haus eingerichtet hat und nachts den Atem der Schlafenden aufsaugt.

Die deftigsten Geschichten und Anekdoten wissen die alten Leute an den entlegenen Orten des Archipels zu erzählen, wo sich Glaube und Brauchtum seit Jahrhunderten nicht verändert haben. Manuel befragt aber nicht nur sie, sondern auch Journalisten, Lehrer, Buchhändler und Kaufleute, die über Hexer und Magie spotten, sich aber nie und nimmer nachts auf einen Friedhof trauen würden. Blanca Schnake sagt, ihr Vater habe in jungen Jahren den Eingang zu der geheimnisvollen Höhle gekannt, wo die Hexer sich versammeln, sehr nah bei dem lieblichen Dorf Quicaví, aber 1960 hat ein Erdbeben Land und Meer verschoben, und seither konnte niemand die Höhle finden.

Bewacht wird die Höhle von den *invunches*, das sind grausige Wesen, von den Hexern aus dem erstgeborenen Sohn einer Familie erschaffen, den sie stehlen, ehe er getauft ist. Die Methode, wie aus dem Säugling ein Invunche wird, ist so makaber wie unglaublich: Erst bricht man ihm ein Bein, es wird verdreht und unter die Haut des Rückens geschoben, damit er nur noch dreibeinig krabbeln kann und nicht wegläuft; danach wird er mit

einer Salbe eingerieben, durch die ihm ein dickes, drahtiges Ziegenfell wächst, die Zunge wird nach Schlangentypus gespalten, und man füttert ihn mit dem Fleisch einer toten Frau und der Milch einer Indianerin. Verglichen damit, hat ein Zombie Glück gehabt. Wie krank muss einer sein, der sich so etwas ausdenkt?

Nach Manuels Theorie war die *Recta Provincia* oder *Mayoría* ursprünglich ein politisches Gebilde. Seit dem achtzehnten Jahrhundert lehnten sich die hiesigen Huilliche-Indianer erst gegen die spanische, dann gegen die chilenische Herrschaft auf; offenbar richteten sie eine Untergrundregierung nach dem Vorbild der spanischen und jesuitischen Verwaltung ein, teilten das Territorium in Königreiche auf und ernannten Präsidenten, Schreiber, Richter usw. Drei führende Hexer gehorchten dem König der *Recta Provincia*, dem König der überirdischen Welt und dem König der unterirdischen Welt. Weil man das unbedingt geheim halten und die Bevölkerung überwachen musste, sorgte die *Mayoría* für ein Klima abergläubischen Schreckens, und so ist aus der politischen Strategie am Ende eine magische Tradition geworden.

Im Jahr 1880 wurden etliche Leute unter dem Verdacht der Hexerei festgenommen, kamen in Ancud vor Gericht und wurden erschossen, weil man der *Mayoría* den

Garaus machen wollte, aber niemand würde behaupten, das sei gelungen.

»Glaubst du an Hexen?«, wollte ich von Manuel wissen.

»Nein, aber geben gibt es sie, wie man in Spanien sagt.«

»Sag schon: Ja oder nein!«

»Man kann die Nichtexistenz von etwas nicht beweisen, Maya, aber du kannst beruhigt sein, ich lebe hier schon seit vielen Jahren, und die einzige mir bekannte Hexe ist Blanca.«

Blanca glaubt an nichts von alledem. Sie hält die Invuches für eine Erfindung der Missionare, die erreichen wollten, dass die Familien in Chiloé ihre Kinder taufen ließen, aber das scheint mir doch ein zu krasses Mittel, selbst für Jesuiten.

»Kennst du einen gewissen Mike O'Kelly? Ich habe eine völlig unverständliche Mail von ihm bekommen«, sagte Manuel.

»Wow, Post von Schneewittchen! Das ist ein irischer Freund unserer Familie, er ist hundertprozentig vertrauenswürdig. Bestimmt war es Ninis Idee, sicherheitshalber über ihn Kontakt mit uns aufzunehmen. Kann ich ihm zurückschreiben?«

»Nicht direkt, aber ich kann ihm Grüße von dir schicken.«

»Wenn du mich fragst, sind diese Vorsichtsmaßnahmen übertrieben, Manuel.«

»Deine Großmutter hat bestimmt gute Gründe, auf der Hut zu sein.«

»Meine Großmutter und Mike O’Kelly sind Mitglieder im Verbrecherclub und würden einiges dafür geben, mal in ein echtes Verbrechen verwickelt zu sein, sie müssen aber mit dem Gangsterspielen vorliebnehmen.«

»Was ist das für ein Club?« Manuel sah mich beunruhigt an.

Ich erklärte es ihm von vorn. Die Bibliothek von Berkeley County hatte meine Nini schon elf Jahre vor meiner Geburt angestellt, damit sie Kindern nach Schulabschluss Geschichten erzählte, wenn die Eltern noch bei der Arbeit waren. Nach kurzer Zeit schlug meine Nini der Bibliothek vor, das Angebot um Detektivgeschichten für Erwachsene zu erweitern, und man gab ihr freie Hand. Also gründete sie zusammen mit Mike O’Kelly den Verbrecherclub, wie die beiden ihn gern nannten, obwohl er im Bibliotheksprogramm unter dem Namen »Krimiclub« beworben wird. Zur Kinderstunde war ich eins von vielen kleinen Kindern, die meiner Großmutter an den Lippen hingen, und manchmal, wenn sie keine Betreuung für mich fand, nahm sie mich auch zu den Erwachsenen mit in die Bibliothek. Vor den Kindern

saß meine Nini wie ein Fakir im Schneidersitz auf einem dicken Kissen und fragte, was sie hören wollten, jemand schlug etwas vor, und sie ließ sich in Windeseile eine Geschichte dazu einfallen. Es hat sie immer gestört, wie Geschichten für Kinder hingebogen werden, damit sie gut enden; sie meint, im Leben gibt es kein Ende, sondern nur Übergänge, man irrt hier und da herum, stolpert, verläuft sich. Dass der Held belohnt und der Schuft bestraft werden muss, empfindet sie als Einschränkung, doch wenn sie ihren Job behalten will, muss sie der gängigen Dramaturgie folgen, die Hexe darf nicht ungestraft die Jungfrau vergiften und dann in Weiß den Prinzen heiraten. Meiner Nini sind die erwachsenen Zuhörer lieber, weil perfide Morde kein glückliches Ende nehmen müssen. Sie ist sehr gut vorbereitet, hat alle möglichen Kriminalfälle und Lehrbücher der Forensik studiert und behauptet, sie könne zusammen mit Mike O'Kelly ohne weiteres eine Autopsie auf unserem Küchentisch durchführen.

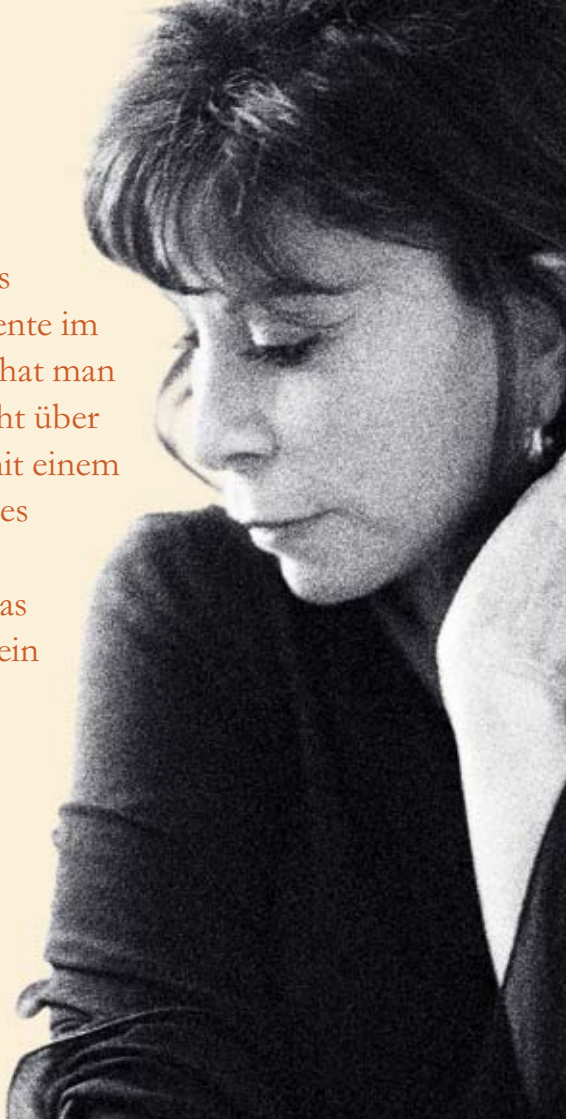
Der Verbrecherclub besteht aus einem Kreis von Leuten, die Krimis lieben, keiner Fliege etwas zuleide tun können und ihre Freizeit damit verbringen, monströse Morde zu planen. Angefangen hat alles in der Bibliothek von Berkeley, ist aber mittlerweile dank Internet über den ganzen Globus verbreitet. Der Club bekommt

keine öffentlichen Gelder, da sich die Mitglieder jedoch in einem städtischen Gebäude treffen, gab es ungehaltene Stimmen in der Lokalpresse, mit dem Geld der Steuerzahler werde das Verbrechen gestärkt. »Ich weiß nicht, was die wollen. Ist doch besser, man redet über Verbrechen, als dass man sie begeht, oder?«, rechtfertigte sich meine Nini gegenüber dem Bürgermeister, als der sie zum Gespräch in sein Büro zitierte.

Isabel Allende, 1942 geboren, hat ab ihrem achtzehnten Lebensjahr als Journalistin in Chile gearbeitet. Nach Pinochets Militärputsch ging sie 1973 ins Exil, wo sie ihren Weltbestseller *Das Geisterhaus* schrieb. Auch ihr letzter Roman *Die Insel unter dem Meer* stand wochenlang auf der Bestsellerliste. Heute lebt sie mit ihrer Familie in Kalifornien. Ihr Werk erscheint auf Deutsch im Suhrkamp Verlag.

© Suhrkamp Verlag, Umschlagabbildungen: Millennium Images/LOOKfoto. Foto von Isabel Allende: Lori Barra. 6/2012 (978-3-518-91454-0)
www.suhrkamp.de

»Hör zu, es
gibt Momente im
Leben, da hat man
keine Macht über
das, was mit einem
geschieht, es
geschieht
einfach. Das
hier ist so ein
Moment.«



Mayas Tagebuch erzählt von einer gezeichneten jungen Frau, die die unermesslichen Schönheiten des Lebens neu entdeckt und wieder zu verlieren droht. Ein unverwechselbarer Allende-Roman: bewegend, spannend und mit warmherzigem Humor geschrieben.

»Isabel Allende ist die
Königin der Gefühle!«

El Mundo

www.isabelallende.de